

*Fulbert Steffensky (Hg.): Ein seltsamer Freudenmonat. 24 Adventsgedichte. 24 Adventsgeschichten. Radius-Verlag, Stuttgart 2011, 187 S.*

"Seltsamer Freudenmonat im Dickicht / zwischen Erwartung, Enttäuschung, Versagung / meiner Kinderjahre ... Morgenschneelicht, irisierender / Kaufbudenflitter und dahinter das Graugemisch der Hinterhöfe, / die Hungerblässe in ungeheizten / Zimmern und die sternenlose Schwärze / einer fieberdumphen Heiligen Nacht, / in der unüberhörbar mit dünner Stimme / eine ferne Glocke zu singen begann." So erinnert sich die österreichische Dichterin Christine Busta in ihrer "Kleinen Dezemberelegie" an den Advent ihrer Kindheit - geprägt durch Erwartung und Enttäuschung gleichzeitig, durch Kaufbudenflitter und Hungerblässe - und doch klingt "unüberhörbar" eine ferne Glocke hindurch: Ahnung, vielleicht Verheißung von etwas anderem. Aus der ersten Zeile dieses Gedichts hat der Theologe Fulbert Steffensky den Titel seines jüngsten Buches genommen: "Ein seltsamer Freudenmonat. 24 Adventsgedichte. 24 Adventsgeschichten" - für jeden Tag des Monats Dezember jeweils ein Gedicht und eine Geschichte.

Altvertraute Texte wie Rilkes "Es gibt so wunderweiße Nächte" oder Andersens "Der Tannenbaum" stehen neben eher unbekannteren, die sich nicht in den gängigen Weihnachtsanthologien finden, wie Hölderlins "Der Winter" oder Helga Königsdorfs "Reise im Winter". Alte und neue Texte beleuchten einander auf reizvolle Weise. Kurt Tucholskys Erzählung "Gefühle nach dem Kalender" korrespondiert dem "Lob des Winters" des Barockdichters Johann Christian Günther: "Der Winter soll mein Frühling seyn" heißt es da in der letzten Zeile des langen Gedichts.

Die Texte für einen Tag ergänzen einander jeweils: So steht z.B. für den 10. Dezember neben der Kindheits-Erinnerung von Christine Busta "Tröstliche Kindheit" von Reinhold Schneider. Wo Busta sich auf eine vorsichtige Andeutung beschränkt, führt Schneider aus: "könnten wir es (das Licht des Weihnachtstages) wieder empfangen, so würden wir auch erfahren, daß es dieselbe Kraft hat wie einst, wenn es nur in uns zu leben beginnt". Oder die beiden Texte für den 11. Dezember: Im "Winterpsalm" von Lothar Zenetti ist von der Pflicht des Menschen die Rede, in winterlicher Zeit die Hoffnung wachzuhalten. Die Erzählung "Was war das für ein Fest?" von Marie Luise Kaschnitz spielt in einer Zukunft, in der es kein Weihnachtsfest mehr gibt, in der eine Frau sich nur noch "ungenau" an die alte Geschichte erinnert, nur noch weiß, dass es "langweilig" war. Doch das Kind in dieser Erzählung findet in einer alten Schachtel einen silbernen Stern, "will einen Baum" und "will wissen, was mit dem kleinen Sowieso war. Es war, sagte die Mutter ganz unwillkürlich, zur Zeit des Kaisers Augustus, als alle Welt geschätzt wurde". Doch dann erschrickt sie und scheut davor zurück, wieder in den Kreislauf des Hoffens und der Enttäuschung, der Gleichgültigkeit und Schuld zurückzufallen. Sie lässt das Kind den Stern in den Müllschlucker werfen - doch "ich sehe ihn immer noch" flüstert es nach einer Weile, "es glitzert, er ist immer noch da".

Steffensky hat Texte ausgewählt, in denen die Hoffnung nicht explizit verkündet wird, aber anklingt: "Advent und Weihnachten sind nicht nur die Zeit der Christen; nicht nur die Zeit, in der man sich an die Geburt Christi erinnert. Es ist auch die Zeit einer diffusen Hoffnung und Sehnsucht, Sehnsucht auch nach Glauben, die Zeit eines 'kapellenlosen Glaubens'". Mit diesem Rilke-Zitat umschreibt Steffensky die gegenwärtige Situation: Das Fest "flottiert im Meer unbestimmter Erwartungen" und hat zugleich noch etwas von seinem Zauber. Immer noch sind an Weihnachten die Kirchen voll, auch wenn für manche der Gottesdienst zum Heiligen Abend gehört wie "Dinner for one" zum Silvesterabend. Aber - so Steffensky - auch dies wird "wohl ... eine bescheidene Form der Sehnsucht sein": "Die Kirchen sind zu

Weihnachten eine Art Kostüm- und Sprachverleihanstalt. Sie leihen Kleider, Masken, Sprachen, Lieder, Gesten aus an die, die keine eigenen haben und die doch gelegentlich spüren, dass sie sie brauchen - die Sprache der Hoffnung und die Lieder, die davon singen, dass es ein Herz der Welt gibt und dass das Leben nicht über eisigen Abgründen hängt".

In der Auswahl seiner Texte trägt Steffensky diesem Gefühls- und Gedankengemenge unserer Zeit Rechnung. Einige Texte, etwa die Gedichte von Albrecht Goes und Gertrud Fussenegger, bringen Weihnachten im ursprünglichen Sinn zur Sprache, andere lassen noch Bruchstücke der alten Überlieferung erkennen. Steffensky weist hin auf das, was "Weihnachten", unabhängig von der biblischen Botschaft, vielfach ausmacht: die Gegensätze von Wärme und Kälte, Nacht und Licht, Klein und Groß, Gefährdung und Bergung, Alltäglichkeit und Wunder - aber auch darauf, dass sich diese Gegensätze bereits in der ursprünglichen Weihnachtsgeschichte finden, die eben auch eine "Hoffnungsgeschichte" ist: "Das Volk, das im Finstern sitzt, sieht ein großes Licht". Die "Sehnsucht nach dem Wunder" findet sich eben auch in den säkularen Weihnachtsgeschichten. In Brechts Erzählung "Das Paket des lieben Gottes" z.B. erfährt einer, der sich immer noch für schuldig hält, durch einem Spaß in der Kneipe am Weihnachtsabend von seiner längst erfolgten Rehabilitierung. Es "wurde ein ausgezeichnetes Weihnachten", heißt es, und "bei dieser allgemeinen Befriedigung spielte es natürlich gar keine Rolle mehr, daß dieses Zeitungsblatt nicht wir ausgesucht hatten, sondern Gott." Oder in "Il Panettone" von Max Bolliger bekommt der alte Luigi eben doch noch seinen ersehnten Panettone - "vom Christkind".

"Das Wort Gott ist ein verschlüsselter Text, den man auf viele Weisen lesen kann", so Steffensky in der Einführung. Dichter und Schriftsteller versuchen ihre Lesart, versuchen, das Geheimnis der "Weihnachtszeit", der "Stillen Zeit" zu fassen, umspielen, umschreiben es, vielfach in Frageform. "Kennen wir den / der kommen wird / oder den / der immer da war. / Oder wartet / er auf uns?" fragt Arnim Juhre. Und der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel erzählt von der Schwierigkeit, eine "Weihnachtsgeschichte" zu schreiben, eine "richtige", die von Kälte, Schnee und Dunkel erzählt und "mit jenem Ereignis vor 2000 Jahren in Palästina wenig zu tun" hat. Der Stress in der Weihnachtszeit - so Bichsel - komme vielleicht davon, "daß es eine Zeit gibt, eine Zeit, mit der wir umgehen sollten, die uns gehören sollte - aber wir haben sie verloren -, nun suchen wir sie und hetzen ihr nach". Erzählen aber "ist der Weg in die Stille", Erzählen ist "einüben in das Schweigen".

"Wo die Klarheit der Botschaft gewahrt bleibt, da können Menschen Brosamen von diesem Brot mitnehmen in ihren durstigen, sehnsüchtigen und 'kapellenlosen' Alltag" beschließt Steffensky seine Einführung. Für den 24. Dezember hat er zwei "Geburtstexte" gewählt, die diese Botschaft und den damit verbundenen Auftrag auf ihre Weise in Worte fassen. Das Gedicht "weihnacht" von Kurt Marti - "damals / als gott / im schrei der geburt / die gottesbilder zerschlug" - und die Erzählung "Die Hebamme des Herrn" von Eva Zeller, die mit den Sätzen endet: "Ich versuche immer wieder, Ihm den Weg zu bahnen. Ich bin jedermann, jede Frau an jedwedem Tag, wo Ihm zur Welt verholfen wird in jedem Jahr des Herrn".

Mit der "Volkszählung in Bethlehem" von Pieter Bruegel auf dem Umschlag, mit einer nachdenklich stimmenden Einführung des Herausgebers und einem hilfreichen Verzeichnis am Ende lohnt sich die Lektüre dieses Buches nicht nur im Advent.

*Gabriele von Siegroth-Nellessen, Pulheim Dezember 2011*